

Franziska blickte zu ihrem Kollegen hinüber, der immer noch neben der Hufe am anderen Ende des Vortragssaales stand und plötzlich einen hochroten Kopf bekam. In seinen Taschen steckte nichts, und ganz bestimmt nicht die Fernbedienung, die er nun benötigte, um den Kanal in Betrieb zu setzen. Wo hatte er die schon wieder gelassen? Er hob die rechte Hand und zeigte drei Finger, was wohl bedeuten sollte: Ich bin in drei Minuten wieder da.

In der Zwischenzeit bewegte sich die Zuhörerschaft in Richtung Wind-Wellen-Kanal. Viele nahmen das Angebot der dort bereitstehenden Klapphocker in Anspruch und sicherten sich einen guten Platz mit Blick auf den Wellenkanal, aber dort tat sich nichts, das Wasser bildete eine glatte Oberfläche, immerhin leuchtete es grün wie in einem riesigen Aquarium. Allmählich breitete sich Unruhe aus, der Geräuschpegel im Saal stieg an.

Die Direktorin trat vor ihre Gäste: »Meine Damen und Herren, es gibt immer viele technische Schwierigkeiten zu überwinden, wenn neue Installationen in Betrieb genommen werden, der altbekannte Vorführeffekt.« Franziska lachte ins Publikum, doch innerlich kochte sie. Typisch, dachte sie, der Kasper zeigte sich mal wieder von seiner unzuverlässigen Seite. Von ihrem Unmut ließ sie sich jedoch nichts anmerken.

Wieder ans Publikum gewandt, sagte sie: »Herr Caspèr hat das Problem ganz gewiss in wenigen Minuten bewältigt.«

Wie auf ein Stichwort erschien dieser nun sichtlich abgehetzt mit der Fernbedienung in der Hand wieder auf der Bildfläche. Dann betätigte er den Startknopf. Die Beleuchtung im Wind-Wellen-Kanal veränderte ihre Farbstellung von Grün über Dunkelblau zu Blauviolett, mit einem tiefen Grollen und aufheulendem Wind stieg das Wasser langsam an, formierte sich zu einer großen Welle, die nach zwei Dritteln ihrer Wegstrecke zu einer Brechung gelangte, bevor sie auf dem künstlichen Strand auslief.

Das Publikum hatte den Atem angehalten, so schien es, aber nun applaudierte es kräftig.

Franziska ergriff noch einmal das Wort: »Meine Damen und Herren, die Ausstellung ist eröffnet. Bitte stoßen Sie mit uns an.«

Frau Hufe trat auf ihre Chefin und deren Ehrengast zu, ausgerüstet mit einem Tablett voller Sektgläser.

»Meinen herzlichen Glückwunsch, Frau Dr. de Beer, Herr Professor Fahrenholz, zum Wohl.«

Caroline Hufe, deren Söhne beide erwachsen und aus dem Haus waren, lebte in einem Bungalow mit begrüntem Innenhof in Kleefeld-Neuendeich, einem direkt hinter dem Deich entstandenen Neubaugebiet der neunziger Jahre. Einen Herrn Hufe hatte es einst gegeben, aber das war schon lange her. Man sagte sich, dass sie dort seltene Orchideen züchtete. Ging man abends durch diesen Stadtteil, so hatte man das Gefühl, in einer

Geisterstadt zu sein, so sparsam waren die Straßen beleuchtet, und noch sparsamer beleuchtet waren die Häuser. Entweder verdeckten lichtundurchlässige Jalousien die Fenster, oder es war einfach dunkel, weil sich die Bewohner in den Räumen zur straßenabgewandten Seite aufhielten, nach vorn hin kein einziges Licht. Manche Häuser schienen auch unbewohnt zu sein. Das Ganze wirkte ziemlich unheimlich.

Wenn Caroline Hufe sich nicht um ihre Orchideen kümmerte, verbrachte sie ihre Freizeit mit den Mitgliedern von Sentinels International Kleefeld, kurz SIK genannt, ihren Freundinnen. *Sentinels* stand für Wächterinnen, für einen Club von Frauen, die sich für die Rechte und die Gleichstellung von Mädchen und Frauen weltweit einsetzten. In Kleefeld wurden vielerlei Projekte auf die Beine gestellt. Kinderspielplätze, eine Beratungsstelle für junge Berufseinsteigerinnen, eine provisorische Schule für Flüchtlingskinder, und im Rahmen des großen Wasserthemas am Jensen-Museum waren die Sentinels ebenfalls aktiv.

Franziska de Beer hatte sich darüber zunächst gefreut, sie war für jede Unterstützung dankbar, doch die Aktion der SIK-Frauen hatte sich dann letztlich als eher fragwürdig erwiesen. Der Dachverband der Sentinels International hatte fast zur selben Zeit, als der erste Teil der Ausstellungstrilogie »Der Strom des Lebens« eröffnet wurde, ein Projekt mit dem Titel »Wasser für die ganze Welt« ins Leben gerufen. Die Kleefelder Frauen waren natürlich dabei. Frau Hufe, die zu dieser Zeit gerade Präsidentin des hiesigen Clubs war, hatte bereits in den Mittwochsbesprechungen begeistert davon berichtet. Sie schwärmte von der guten Zusammenarbeit mit dem Leiter der Kleefelder Stadtwerke, Herrn Seeberger. Auch Franziska hatte Rudolf Seeberger für das JMK als Kulturpartner und Förderer gewinnen können und schätzte ihn sehr, darum hielt sie sich damals mit Kritik zurück.

Im Mai 2011 war in der Kleefelder Rundschau Folgendes zu lesen: »Am kommenden Mittwoch sollen die Bürger von Kleefeld baden, duschen, Blumen gießen, Rasen wässern und Wäsche waschen, dass die Maschinen heiß laufen. Das ist der Wunsch von Caroline Hufe und Dr. Siglinde Eichenberg. Die Kleefelder Stadtwerke spenden 18 Cent pro verbrauchtem Kubikmeter Frischwasser.« Natürlich starben unvorstellbar viele Menschen, darunter zahlreiche Kinder, an Wassermangel, aber durfte man zur Verschwendung einer so kostbaren Ressource aufrufen, um anderswo auf der Welt Brunnen und Zisternen zu finanzieren? Franziska war der Ansicht, dass hier eine selbstgefällige Doppelmoral waltete.

Warnemünde, im Juni 1984

Ramona Weiß erreichte das Hotel Neptun im Ostseebad Warnemünde pünktlich. Ihr Zimmer war schon bezugsfertig, obwohl es noch nicht einmal zwölf Uhr war. Sie ließ ihren Koffer vom Hotelpagen hinaufbringen, drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand und ging auf die Glasfront zu. Sie zog die Gardinen zur Seite, öffnete die Fensterflügel und trat auf den Balkon. Vor ihren Augen breitete sich der herrliche Strand aus, und im Westen stieg die markante Steilküste an. An der Seebrücke legte gerade ein Ausflugsdampfer an, auf dessen Ankunft bereits eine Traube von Menschen wartete. Ein Hund flitzte über die lange Brücke in Richtung Anleger, Ramona konnte sein Bellen in der Ferne hören.

Sie hatte noch Zeit. Gern wäre sie hinunter an den Strand gegangen, um barfuß durch den Sand zu spazieren. Aber sie hatte strikte Anweisungen, zunächst die »Vertrauliche Verschlusssache« abzuwickeln, bevor sie sich wieder aus dem Hotel entfernte. Ihr blieb also nichts anderes übrig, als zu warten. Aber sie freute sich auch auf Manfred, doch vor dreizehn Uhr dreißig war nicht mit ihm zu rechnen. Sie machte es sich in einem der Sessel bequem und dachte an Manfred, an seinen blonden lockigen Wuschelkopf, an seine fast türkisblauen Augen. Sie lag so gern in seinen Armen. Mit ihm fühlte sie sich frei, ein Gefühl, das ihr zuvor völlig fremd gewesen war, das sie sogar ein bisschen geängstigt hatte.

Mit dem Bau des Neptun hatte man 1969 begonnen, ein achtzehn Stockwerke hoher, mächtiger Betonklotz, der im rechten Winkel auf den Strand ausgerichtet war und somit von allen Zimmern aus einen Blick aufs Meer gewährte. Der damals in Rostock wirkende SED-Bezirkssekretär Harry Tisch hatte dieses Bauprojekt gemeinsam mit Lotte und Walter Ulbricht angestoßen, das Neptun sollte ein Luxushotel der ganz besonderen Art werden, vor allem aber sollte es den Standards im Westen in nichts nachstehen. So würde es für das Ministerium für Staatssicherheit eine ideale Operationsbasis abgeben. Im Sommer 1971 reisten die ersten Gäste an. Im Neptun stiegen hochrangige Parteifunktionäre ab, aber auch namhafte Politiker aus der Bundesrepublik, unter ihnen keine Geringeren als Willy Brandt, Helmut Schmidt und Hans-Dietrich Genscher.

Die Innenausstattung war eine Meisterleistung des Designs der sechziger Jahre. Vor allem imponierten Ramona die runden Betten, sie fühlte sich darin wie in einem Raumschiff. Als sie ankam, ragten die Kopfkissen wie zwei spitze Berge daraus hervor. Die Wände waren mit goldenen Brokattapeten bespannt, und neben dem Bett befand sich eine Stehlampe mit schwerem Messingfuß und plüschbezogenem Lampenschirm, passend zu den cremefarbenen Lackoberflächen der Möbel. Auf dem kleinen runden Tischchen stand ein Blumenstrauß in einer weinroten Rauchglasvase, gelbe Rosen und blaue Freesien. Und es gab einen Fernseher, groß und mit Zugang zu den Kanälen des Westens.

All das hatte gar nichts mehr von dem Stil der Ostseebäder des 19. Jahrhunderts. Ramona fand das eigentlich schade, sie hatte etwas für die alten Zeiten übrig, obwohl sie den Luxus, den ihr dieses Hotel bot, sehr liebte. Ebenso liebte sie den abenteuerlichen Teil ihrer Reisen, die heimlichen Zusammenkünfte mit Manfred. Ach, wäre er doch nur schon da.

Da klingelte das Telefon auf dem halbrunden Sideboard hinter dem Kopfende des Bettes. Ramona ließ sich in die Kissen fallen, dass die akkurat nach oben zeigenden Zipfel in sich zusammenfielen, streckte einen Arm nach dem Hörer aus und hob ab.

»Hallo?« Sie erkannte seine Stimme sofort.

»Ist dort ›Kleine Wolke 1724‹?« Das Kennwort musste zunächst erfragt werden.

»Wer sonst?« Sie trafen sich immer in demselben Zimmer, aber Manfred konnte es nicht lassen, den Sicherheitscode abzufragen. »Kleine Wolke«, das war der Deckname ihres Auftrags und 1724 die Zimmernummer.

Manfred war ein lieber Kerl, vielleicht etwas naiv und einige Jahre jünger als Ramona. Ihr Verbindungsoffizier hatte ihr ans Herz gelegt, ihn möglichst eng an sich zu binden, das hatte sie nur zu gern getan, aber sie war sich über die Belastbarkeit ihres Partners noch nicht im Klaren.

Sie arbeiteten nun schon ein knappes Jahr zusammen, meistens in geheimer Mission, und das Hotel Neptun in Warnemünde war zu einem vertrauten Ort geworden. Sie gaben das verliebte Paar, zunächst war das nur eine auferlegte Rolle gewesen, aber mit der Zeit hatte sich zwischen den beiden eine Beziehung entwickelt. Manfred Berghof hatte sich in seine Kollegin verliebt, er bewunderte sie.

Ramona Weiß, so ihr Deckname, stammte aus dem Eichsfeld, genauer aus Leinefelde. Nun lebte und arbeitete sie in Ostberlin. Offiziell war sie beim Reisebüro der DDR angestellt, der staatlichen Organisation, die alle Reisen des Landes ausrichtete. Nur der FDGB, der Gewerkschaftsbund der DDR, zuständig für Erholungsreisen im Inland, hatte eigene Ferienangebote.

Das Haus des Reisens befand sich am Alexanderplatz in einem der neuen Hochhäuser und erstreckte sich über zwei Etagen. Der mit einem mächtigen Vordach überfangene Eingangsbereich war mit einem Kunstwerk des Sozialistischen Realismus ausgestattet: einem gigantischen, über zwanzig Meter langen Kupferrelief mit dem verheißungsvollen Titel »Der Mensch überwindet Zeit und Raum«, ein Werk des Künstlers Walter Womacka, der eine wichtige Position im Kunstsystem der DDR bekleidete. Das Relief, das Menschen zeigte, die sich heroisch den Gewalten der Elemente entgegenstellten, alle Grenzen sprengend, mutete angesichts der begrenzten Reisemöglichkeiten der DDR-Bürger zynisch an.

Ramona Weiß war für die Auslandsreisen der besonderen Art zuständig, die nicht jedem DDR-Bürger zuteilwurden. Urlaubsreisen nach Kuba oder an die jugoslawische Adria zum Beispiel. In diese sogenannten halb sozialistischen Länder durften nur wenige Auserwählte reisen. War Ramona nicht damit beschäftigt, dieses seltene Ferienglück zu

vermitteln, fungierte sie als rechte Hand des Generalsekretärs. Diese Position verlangte häufiges Reisen im Dienst des Arbeitgebers und erklärte somit ihre regelmäßigen Abwesenheiten, in denen sie offiziell für die Leitung des Reisebüros unterwegs war, inoffiziell aber für die Staatssicherheit operierte.

Ramona schätzte sich glücklich, als sie damals nach Beendigung ihrer Lehre vom Reisebüro der DDR übernommen wurde. Sie wollte so viel wie möglich von der Welt sehen oder doch zumindest in Gedanken durch ihre Arbeit in ferne Länder gelangen. Und sie liebte es, in Berlin zu leben. Nur nicht zurück ins Eichsfeld. Das war den Spitzeln der Stasi nicht verborgen geblieben.

Anfang der achtziger Jahre, sie hatte gerade ihre Lehre beendet, war sie zum Chef gerufen worden. Zwei seriöse Herren in schlecht sitzenden Anzügen wollten sie sprechen. Ramona wusste sofort, wer sie waren, Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit. Man wollte sie zunächst als IM, als inoffizielle Mitarbeiterin, gewinnen. Eine ganze Zeit lang konnte sie die Bemühungen der Führungsoffiziere abwehren, mit Ausreden, sie sei viel zu geschwätzig für diesen Job, würde sich bestimmt ständig verplappern und könne sich sowieso nichts merken. Aber das Ministerium ließ nicht locker. Sie holten selbstverständlich auch bei ihrem Arbeitgeber Erkundigungen über sie ein, und die Aussagen ihres Chefs stimmten nicht im Entferntesten mit ihrer Selbsteinschätzung überein. Ramona Weiß war weder geschwätzig noch unkonzentriert, im Gegenteil, sie nahm ihre Arbeit sehr ernst, hatte die gesamten Reisedaten der Pauschalreisen ihres Ressorts im Kopf und wickelte alles mit äußerster Präzision ab. Seit sie für das Haus des Reisens arbeitete, gab es keine Klagen.

Es war ihr letztlich nichts anderes übrig geblieben, als einzuwilligen. Sie knüpfte ihre Bereitschaftserklärung allerdings an eine Bedingung, sie wollte auf keinen Fall ihre Eltern ausspitzeln. Die Bedingung wurde angenommen. Ihre Eltern hielten nicht viel vom DDR-System, sie hatten ihre Tochter christlich erzogen. Ramona hatte lange dafür kämpfen müssen, bevor sie ihr erlaubten, bei der FDJ mitzumachen. Ihr Großvater hingegen war ein hochrangiger Offizier der Staatssicherheit gewesen. Noch heute, da er fast achtzig war, verstand sie sich besser mit ihm als mit ihren Eltern, immer gab es Streit um Politik.

Ihre Mutter arbeitete als Erzieherin in einem Kinderhort, der zur katholischen Kirchengemeinde gehörte, und ihr Vater war Redakteur für Sport bei der Lokalzeitung. Das Ministerium für Staatssicherheit hatte ihn längst auf dem Kieker, und er war sicher nur noch auf seinem Posten, weil Ramonas Großvater immer noch sehr viel Einfluss geltend machen konnte.

Nun arbeitete sie schon fast zwei Jahre für die Staatssicherheit. Aus ihrer Position als IM war sie zu einer vielseitig einsetzbaren Stasiagentin aufgestiegen. Zu ihren Aufgaben gehörte das Ausspionieren von Gästen, die aus nicht sozialistischen Ländern in den noblen Interhotels abstiegen: Politiker, Geschäftsleute, Devisenhändler. Offiziell stattete sie den Hotels, die wegen ihrer Exklusivangebote von Interesse waren, Kontaktbesuche ab. Die Abende verbrachte sie in den Hotelbars, sie war eine Art weiblicher Romeo.